

Die Mondscheinsonate

Autor(en): **Becker, Marie Luise**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **5 (1929)**

Heft 7

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833217>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



und wie der kleine leblose Körper auf den Grund sank.

Keiner zeigte eine Spur von Mitleid oder Grausen. Boßhard hatte wortlos zugesehen. O, es war scheußlich, gewiß, und Zorn und Weh wühlten in ihm, aber er preßte die Lippen zusammen und sagte kein Wort. Was hätte es auch genützt? Er sah ja nun vor sich, wie viel seine Ermahnungen, sein Ansporn, gütig und menschenwürdig zu sein, gefruchtet hatten. Freilich, er hätte dem Uebeltäter ein paar saftige Ohrfeigen geben können. Mit dem Erfolge, daß er ein nächstes Mal, wenn der Lehrer nicht dabei war, eine Maus um so grausamer folterte, sich an ihr für die erhaltenen Ohrfeigen rächte. Nein, damit war nicht geholfen. Wenn das eigene Herz sich nicht empörte, wenn alle diese Knaben ihrem Kameraden lachend und eifrig bei seiner Schandtats zusahen, was wollte er denn da Barmherzigkeit befehlen?

Und darum sagte er kein Wort. Er ersäufte nur, als schätzbare Genugtuung für die tote Maus, die morgenblaue Hoffnung, daß Rousseau vielleicht doch recht habe, auch in dem Bächlein.

Hierauf versuchte er, hart zu werden. Das ist eben das Leben, sagte er sich. Ja, so und nicht anders ist es! Jedenfalls so, wie eine in Seide eingesponnene, wohlgepflegte und wohltemperierte Großmutter es ihren Enkelkindern erzählt, ist das Leben nicht. So märchenschön und rein und gut ist es leider nicht. Nein, das allgemeine, gärende, Säfte treibende, den Zarten und Blumenhaften Dung und Nährboden seiende Leben ist für uns andere, für die vielen, gemein, roh und barbarisch, ist Kampf von einer Grausamkeit, von der sich die Großmütter im Seidenkleid nicht träumen lassen.

Ah, Boßhard war wieder einmal wild! Chaosgelüste erfüllten ihn. Zerschlagen, zerstören, zerstampfen hätte er jetzt mögen! Vernichten diese miserable Welt! Kommt mir nicht noch einmal mit eurem schon allzulange aufgewärmten und abgeschmackten christlichen Schwindel, ihr Heuchler! Ich habe genug, weiß, woran ich bin. Seid, wenn ihr nicht anders sein könnt, wenigstens ehrlich und bekennt euch zum Reiche des Teufels! — — —

Erst gegen Abend, als Boßhard allein seinen täglichen Spaziergang am Waldrand machte, verebbte der Sturm in seinem Innern.

Vom letzten Sonnenlicht überschimmert, lag das weite schöne Land vor ihm, bis zu den Schneebergen hin, die glutend in den zartvioletten Himmel aufragten.

Wundervoll ist die Welt jetzt, dachte Boßhard ergriffen. Hänge ich nicht mit allen Fasern meiner Seele an dieser Erde? O wie liebe ich das Leben — wie fürchte ich den Tod! Bedingt die Lust das Grausen? Zeigst du mir, rätselhaftes Sein, darum dein doppeltes Gesicht?

Die Mondscheinsonate

Novelle von Marie Luise Becker

Es war ein stiller, schwerer Sommerabend voll Seelensehnsucht und blassem, gelbem Mondlicht. Beethoven war in Wien, seine Freunde hatten die Stadt schon verlassen, um der Sonnenglut zu entfliehen. Seine Wohnung war dumpf und ungemütlich, das Essen nicht frisch und nicht schmackhaft. Niemand betraute ihn, niemand kümmerte sich um sein Wohlergehen. Und niemand ahnte, wie, einer wachen, gierigen Pantherkatze gleich, die Angst saß um sein unerbittlich wachsendes Gehörleiden, das ihn aus seiner Laufbahn reißen wollte.

«Warum schaffe ich denn noch, warum klebe ich noch am Dasein?» brütete er vor sich hin. «Für wen ist all dies Ringen, Entbehren, Mirselbstabtrotzen? Für diese Menschen, die doch keine Ahnung haben von meiner Musik? Ach, alle glühende Liebe in mir, alles Sehnen meiner Künstlerseele, alle Zärtlichkeit meines Herzens vergrößert und vertieft ja nur die qualvolle Verlassenheit und Vereinsamung! Wo ist der Mensch, dem meine Musik ein Glück, eine Seelengabe wäre?!»

Dorfpartie in Zuoz

Phot. J. Feuerstein

Ein jäher Gewitterwind heulte ums Haus, fegte Staubmassen über die Straßen.

Beethoven erhob sich. Er liebte die Musik des Windes. Wenn der Sturm um die Ecken pfliff, raste er mit ihm um die Wette am Strom entlang und über den Ring. Auch heute tröstete ihn dies wilde Getön und Gebrause, lockte ihn hinaus. — Weit war Beethovens Weg — ganz einsam. — Dann kehrte Beethoven um, verlor sich, stiller, gefäster geworden durch die Unruhe der Natur, sinnender, in den engen, kleinen Straßen der Vorstadt. Die Seele war ihm frei geweht. Da klang aus einem der niedrigen, schiefen Häuser neben ihm Klavierspiel. Beethoven hörte seine eigene G-Dur-Sonate.

Es war ein altes Häuschen, und ein altes, müdes Spinett tönte da — aber die Auffassung, die Wiedergabe, die seinem Werke wurde, fesselte ihn. Fein, suchend, wunderschön und erschütternd schien ihm dies Spiel des Allegro im leisen Sington und des Menuett, als weine sich in ihm einer Seele Sehnsucht und geheime, verschwiegene Trauer los. — Dann schwieg die Musik. Und der Lauschende hörte die Menschen im Zimmer sprechen.

«Das könnte wohl viel, viel schöner sein, wenn ich es nur einmal — ein einziges Mal von einem wirklich großen Künstler hören dürfte!» sagte eine Frauenstimme.

Der böse, bittere Zug war aus Beethovens Anlitz gewichen. Ein Lächeln und Leuchten trat in seine Züge und verklärte sie. Er öffnete die Haustür, trat in die kleine Stube. Ein armer Schuster saß bei seiner Arbeit. Von dem jungen Mädchen am Klavier sah er nur den schmalen Rücken, den feinen Nacken, das Blondhaar.

«Ich bin Musiker, werde Ihnen Ihr Stück spielen», sagte Beethoven kurz und herrisch, um seine weiche Stimmung zu verschleiern.

Stumm, beschämt wie beschenkte Kinder, standen die Geschwister auf.

«Ich spiele es sehr schlecht», stammelte das Mädchen scheu und verlegen.

«Nein, erstaunlich gut spielen Sie's», lachte Beethoven. «Mit schönem Verständnis spielen Sie es, mein Fräulein. Bei wem haben Sie's denn einstudiert?»

«Oh, ich habe es wohl nie studiert — ich hörte es nur spielen — eine Dame übte es am offenen Fenster, diesen Frühling, als ich bei meiner Muhme in Schönbrunn zum Besuch war. Da konnte ich es Ton für Ton auswendig lernen.»

Das Mädchen wendete sein bleiches junges Gesicht zu ihm — und nun sah Beethoven, daß sie blind war. Alle ihre Jugendsehnsucht, alle ihre versäumte, verlorene Mädchenfreude hatte in seinem Menuett mitgeklungen!

«Seltsam», murmelte er. «Das ist seltsam und wunderbar.»

Er war erschüttert. Wie tief hatten diese blinden Augen in sein Werk geschaut!

Er setzte sich ans Klavier, spielte die paar Sätze der G-Dur-Sonate — und dann versank er in seine Träumereien. Alle seine Gedanken, alle seine Klagen wurden Töne, stiegen als erlöste Schatten aus der Gruft seiner Seele empor.

Er phantasierte.

Schöner und herrlicher, geheimnisvoller, schmerzreicher und tröstender glitten die Harmonien über das alte Spinett. All das qualvolle, sehnsüchtige Rufen in ihm nach Menschen, nach Widerhall fand Ausdruck und Erlösung. Wunderbare Akkorde und Kadenzen riefen durch die Nacht mit ihren überirdischen Stimmen, riefen, sangen, seufzten.

Wie in einem banger, süßen, schweren Rausch lauschten die Geschwister, ganz still. — Die Zeit verrann — keiner von den Dreien merkte es, die Lampe erlosch, warf schwelenden Dunst in den tondurchbebten Raum. Der junge Schuhmacher stieß das Fenster weit auf. Breit und silbern ergoß sich der Strom des Mondlichts in das Gemach. Frei gewordene Düfte der Sommernacht glitten auf ihm hinein. Das Gewitter hatte sich in der Ferne entladen und Kühlung gebracht. Wundersam froh und beglückt schien Beethovens Spiel im Zauber dieses tröstenden Lichtes, dieser würzigen Luft zu werden.

Die Blinde lehnte an der Wand neben ihm. Ganz still. Trank jeden Ton. Ihre Züge waren aufgelöst in Wonne und Seligkeit. Ihr Lauschen war Andacht und Feier.

Auch über Beethovens zerwühlte Seele kam der Friede.

